

Verantwortung, verharnt aber in zu großer Distanz zu empirischen Institutionen- und Interessenanalysen von Akteuren, weshalb die Kritik appellatorisch bleibt.

Harald Bluhm

Foucault, Michel. *Kritik des Regierens. Schriften zur Politik*. Ausgewählt und mit einem Nachwort von Ulrich Bröckling. Berlin. Suhrkamp 2010. 441 Seiten. 15 €.

Das Werk von *Michel Foucault* ist für die Politische Theorie ein paradoxer Bezugspunkt. Einerseits ist er längst zu einem der wichtigsten, meistzitierten – und meistkritisierten – Autoren der politiktheoretischen Debatten seit den 1970er Jahren geworden und bis heute ein enorm einflussreicher Stichwortgeber für Macht- und Staatstheorie, Gesellschaftsanalyse und Sozialkritik geblieben. Andererseits hat er selbst nie im strengen disziplinären und methodischen Sinne Politische Theorie betrieben. Fast alle seine Monographien sind historisch angelegt und verfolgen spezifische Gegenstände, nämlich einzelne Wissensformen von der Frühen Neuzeit bis zur Klassischen Moderne, frühmoderne soziale Institutionen oder antike Weisen der Selbstthematizierung, und enthalten eher am Rande methodologische Reflexionen und Generalisierungen. Seine kleineren Schriften, darunter zahllose Interviews, sind dagegen oft anlassbezogen und interventionistisch, sie enthalten zahlreiche Ansätze zu einer politischen Zeitdiagnose, entwickeln diese aber nie systematisch. Der von *Ulrich Bröckling* zusammengestellte Auswahlband bietet nichts Neues; alle Texte sind schon in den Monographien, der vierbändigen Ausgabe der

kleineren Schriften oder den Vorlesungsmitschriften erschienen. Aber er verschafft einen hervorragenden Überblick über die vielen politischen Themen, derer sich Foucault in seinem vielfältigen Werk angenommen hat, und bietet somit auch für Studierende und Interessierte ohne große Vorkenntnisse einen guten Einstieg. Denn alle diese Texte zeigen, wie sich Foucault den großen Themen Staat, Macht, Ordnung oder dem Verhältnis von Wahrheit und Politik nähert, nämlich gewissermaßen von der Seite: Nicht von den großen politischen Ideen oder Institutionen her, sondern ausgehend von den Prozessen und Praktiken, die solche Ideen erst wahr und solche Institutionen erst effektiv machen.

Im ersten Teil des Buchs finden sich Auszüge aus den Vorlesungen von 1976 und ein kürzerer Text aus den frühen achtziger Jahren, die Foucaults machttheoretische Perspektive deutlich machen. Seine historischen Forschungen zu den politischen Ereignissen und zur Sozialgeschichte der Moderne sind Teil des Projekts einer Vermessung der Machtformen, die sich in den europäischen Gesellschaften herausgebildet haben und die auf ganz unterschiedliche Weise gesellschaftliche Prozesse regulieren und ihre Träger, die menschlichen Subjekte, unterwerfen, anleiten und „führen“. Im zweiten Teil finden sich zentrale Ausschnitte aus Foucaults berühmten und gerade in den letzten Jahren wieder heftig diskutierten Vorlesungen zur „Geschichte der Gouvernementalität“, in denen die Geschichte des modernen Staatshandelns anhand der sich wandelnden Theorien und Praktiken des Regierens erzählt wird, in dem weiten und allgemeinen Sinne, den das Wort „Regieren“ in den Texten im 16. und 17. Jahrhundert noch

hat. Stark vertreten sind diejenigen Ausschnitte aus dieser Geschichte, in denen Foucault relativ überraschend auf den Liberalismus und Neo-Liberalismus und auf das Verhältnis zwischen Markt, Freiheit und politischer Rationalität der Gegenwart zu sprechen kommt. Denn hier glaubt er, „eine Reihe von Problemen [zu erkennen], die vom 18. bis zum 20. Jahrhundert immer wiederkehren“ (150) und damit noch den Regierungsstil der Gegenwart auszeichnen.

Im dritten und vierten Teil präsentiert *Bröckling* zum einen kürzere Texte, in denen Foucault sein Verständnis von Kritik als einer Form von Widerstand und damit als einem „Gegenstück zu den Regierungskünsten“ (240) mit der Funktion der „Entunterwerfung“ (243) darstellt. Zum anderen hat er Texte ausgewählt, die zeigen, dass sich Foucault in seinen historischen Forschungen zur Antike stark für den Zusammenhang zwischen Regiert-werden und Sich-selbst-regieren interessiert hat. Eine Form von Selbst-sein, von Subjektivität und ethischer Haltung gehört für die antiken griechischen Autoren selbst zum Ethos der Politik. Dieser Zusammenhang wird sich erst mit dem Aufkommen des Christentums allmählich lockern. Der fünfte und letzte Teil des Buchs versammelt politische Gelegenheitstexte und Interviews zur Frage des Intellektuellen, zur Kritik des Strafens und des Totalitarismus, zu Sicherheitsstaat und Terrorismus, zur iranischen Revolution, deren Anfangsphase Foucault als Journalist erlebte, und zur Frage der *sexual politics* und der Homosexualität.

Trotz der Vielfältigkeit dieser Themen bleibt der rote Faden sichtbar, auf den sich auch *Bröckling* in seinem souveränen, die verschiedenen Werkphasen

skizzierenden Nachwort über „Michel Foucault und das Problem der Regierung“ (401-439) konzentriert; er liegt in der Frage des Regierens, das heißt der Problematik des Regiert-werdens und Sich-selbst-anders-regieren-könnens. Es ist dieser Fokus, der die historischen, zeitdiagnostischen und zeitkritischen Vorschläge Foucaults auch weiterhin fruchtbar macht, denn er erlaubt es, Politik in Bezug auf den Staat, aber auch darüber hinaus zu denken. Im Staat verdichten sich zwar in der politischen Moderne, wie Foucault ausdrücklich zeigt, bestimmte Wissens- und Expertiseformen sowie bestimmte Handlungs- und Regulierungsformen und machen ihn zu einem machtvollen Schnittpunkt politischer Macht. Aber dieser Zusammenhang kann sich auch wieder auflösen, ohne dass das Ausmaß und die Tiefe politischer Regulierung abnimmt – im Gegenteil. Damit formuliert Foucault *en passant* und *avant la lettre* in seinen Überlegungen zur „Gouvernementalität“, die längst nicht mehr nur im Staat lokalisiert ist, ein kritisches Gegenprogramm zur Vorstellung von „Governance“, mit dessen Hilfe sich noch die vermeintlich ganz neuen Steuerungsformen kritisch befragen lassen.

Denn „regiert“ wird nach Foucault überall, wo sich Formen des Wissens, Techniken der Machtausübung und Varianten von Selbstverhältnissen in einem geregelten Muster zusammenfinden und von sozialen Kräften aufrechterhalten werden. Die kritische und historische Analyse löst diese Realitäten, Normativitäten und Evidenzen behutsam wieder auf und erlaubt, „auf Abstand zu gehen, sie für sich zum Denkgegenstand zu machen und sie auf ihren Sinn, ihre Bedingungen und ihre Zwecke hin zu befragen“ (265). Erst

durch dieses Distanzieren und Verfremden kann das Gewordene als Ergebnis politischer Akte und Entscheidungen erscheinen, und erst dies macht es wieder zu einer – offenen – politischen Frage. Ohne sie zu bevormunden, zeigt diese auf eine unübliche Weise kritische Theorie den politischen Subjekten auf, was sie eigentlich schon wissen, nämlich dass Politik mit ihnen und durch sie hindurch gemacht wird. Aber wie dies zu geschehen hat und welche Rolle die Subjekte selbst dabei spielen, versteht sich nicht von selbst. Die kritische Analyse legt diesen Spielraum frei. Genau darin ist diese Theorie selbst politisch, eine Form Politischer Theorie.

Martin Saar

Frazer, Michael L.. *The Enlightenment of Sympathy. Justice and the Moral Sentiments in the Eighteenth Century and Today*. Oxford [u.a.]. Oxford University Press 2010. 237 Seiten. 27,95 €.

*Frazer* widmet sich in seiner lesenwerten Studie aus politiktheoretischer Perspektive einem Forschungsfeld, das bislang vornehmlich von Ideengeschichtlern und Metaethikern bearbeitet worden ist: der britischen Moral Sense-Theorie (MST). Sie fristet in der normativen politischen Theorie ein Schattendasein. Prominent ist die Position von Rawls, der neben Hume auch Smith als Wegbereiter des Utilitarismus (91f.) begreift und ihnen vorwirft, die Rechte Einzelner dem Gesamtwohl aufzuopfern. Eine andere Kritik (die beispielsweise Habermas vertritt) lautet, dass jede auf moralischen Gefühlen basierende Ethik abhängig von einer bestimmten Konzeption des guten Le-

bens sei und damit den ethischen Partikularismus befördere (13). *Frazer* zeigt in überzeugender Weise, dass diese Vorwürfe fehlgehen. Vor allem in den Kapiteln zu Hume, Smith und Herder rekonstruiert er Etappen einer „sentimentalistischen“ Konzeption von Ethik, die erstens unabhängig von metaphysischen Konzeptionen des guten Lebens, folglich autonomiebasiert ist – „Hume’s free-standing sentimentalism“ (40-64) –, zweitens individualistische Lebenspläne anerkennt und rechtlich absichert – „Adam Smith’s liberal sentimentalism“ (89-111) – und drittens die Notwendigkeit transkultureller Verständigung reflektiert – „Herder’s pluralist sentimentalism“ (139-167).

*Frazer* argumentiert, dass Hume die MST von den metaphysischen Voraussetzungen befreit, die sie noch bei Shaftesbury besitzt, für den die moralischen Gefühle die Struktur des wohlgeordneten Kosmos abbilden (28ff.). Das Gute wird nicht durch die Harmonie der Seele mit der Hierarchie der natürlichen Zwecke verwirklicht, sondern durch „reflective stability of the morally developed psyche“ (58). Hume gehe es nicht weniger als Kant um die Entwicklung einer Ethik unter Bedingungen aufgegebener Normativität. Folglich charakterisiert *Frazer* die Auseinandersetzung zwischen Sentimentalismus und Rationalismus als „an ongoing debate in the eighteenth century over the nature of reflective autonomy“ (4). Beide Strömungen der Aufklärung wählen allerdings unterschiedliche Metaphern für die Darstellung des moralischen Standpunktes: Rationalisten betonen die Fähigkeit zur (Selbst-) Gesetzgebung, die nach *Frazer* die hierarchische Unterteilung in einen souveränen gebietenden und einen gehor-